


Nr. 241 Bromberg, den 20. Oktober 1932.

# Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Für den Kongreß sind die Ausführungen des Kollegen Altenhoven eine kleine Sensation, und man billigt seine Ausführungen.

Polizeirat Horst aus Berlin erwirkt durchs Telephon, daß von den Berliner Kriminalbeamten im Anschluß an den Kongreß sechs Mann in Pulkenau eingesetzt werden.

Ein Mann wird der Post, einer der Stadtbank zugeteilt. Die anderen vier zerstreuen sich über die ganze Stadt und kümmern sich um die Kurgäste.

Der Vorsitzende spricht mit dem Grafen Ugo, der selbstverständlich jede Unterstützung zusagt, im übrigen aber um ganz diskrete Behandlung der Sache bittet. Das wird ihm auch zugesagt.

Die Verlobung ist um drei Tage verschoben worden. Dixi hat sich nicht wohlgefühlt.

Einer der Kriminalbeamten hat sich mit dem Wachtmeister Oskar Patzer in Verbindung gesetzt und sich dem biederen Sachsen anvertraut. Patzer hat ihm seine Beobachtungen mitgeteilt. Viel war ja nicht damit anzufangen.

Oskar läuft von dem Augenblick ganz wichtig herum.

Er ist am nächsten Tage wieder im „Ochsen" und spricht dort mit Onkel Otto, der durch ihn von den falschen Scheinen erfährt und daß man die Kurgäste einer besonderen Kontrolle unterziehe.

Onkel Otto ist sehr nachdenklich geworden.

„Also . . . man nimmt an, daß die falschen Scheine aus Berlin eingeschleppt werden?"

„Jawoll, der Rat meents. Wird wohl ooch stimm', was, alter Herr?"

„Möglich ist es! Es kommen ja so viel Leute hierher."

*

Am nächsten Morgen kommt Peter Lenz zu Otto.

„Otto, du hast mir einmal dein Geld angeboten."

„Ja, kannst es haben, Peter!"

„Ich habe die Kostenrechnungen gekriegt. 11 000 Mark soll ich zahlen. Ich . . . mag aber nicht zur Stadt gehen, um zu verlangen, daß mir jetzt die Summe von 40 000 Mark ausgezahlt wird. Willst du mir auf ein paar Wochen 12 000 Mark geben?"

„Jeder Zeit!"

„Schönen Dank, Otto. Vielleicht zahlst du sie gleich auf der Post ein. Rudi schreibt eine Zahlkarte aus. Es geht an den verfluchten Rechtsverdiener in Berlin."

„Ist gut, Peter. Ich gehe nachher sowieso in die Stadt und da nehme ich sie gleich mit."

„Schönen Dank, Otto!"

Nach einer halben Stunde, früh um 11 Uhr, geht Onkel Otto zur Post. Er seufzt auf und denkt daran, daß heute nun die Verlobung gefeiert wird. Rudi ist eingeladen worden, er selber auch und Peter dazu. Rudi will gehen. Er hat's Dixi versprochen. Aber es wird ihm bitter schwer.

Onkel Otto kommt zur Post. Er gibt die Scheine hin und wartet auf die Quittung. Der Beamte mustert die Scheine und zuckt zusammen.

Er geht mit den Scheinen in das Nebenzimmer und erscheint dann mit einem fremden Herrn.

„Bitte kommen Sie doch einen Augenblick herein!" bittet der Beamte höflich. Verwundert folgt ihm Otto.

In dem Dienstzimmer des Postdirektors zeigt der Mann eine Marke.

„Kriminalpolizei! Sie wollten eben die 11 446 Mark einzahlen?"

„Ja, aber was hat das mit der Kriminalpolizei zu tun?"

„Die Scheine sind falsch, mein Herr! Ich muß Ihren Namen feststellen."

„Die Scheine sind falsch?" Onkel Otto glaubt nicht recht gehört zu haben. „Sie sind wohl nicht recht bei Trost?"

„Sie sind falsch, alle miteinander. Das verdächtigt Sie, mein Herr. Ich bedaure sehr, aber Sie müssen sich ausweisen, woher Sie die Scheine haben."

„Kann ich ohne weiteres! Vom Gerichtsvollzieher des Amtsgerichts Schelba."

„Wie ist das möglich?"

„Sehr einfach. Ich habe eine Forderung ausgeklagt in Höhe von 36 000 Mark, und der Betrag wurde mir durch den Gerichtsvollzieher gezahlt."

„Das kann man sich doch nicht denken. Bedenken Sie doch, alle Scheine sind falsch."

„Ich habe noch 24 von der Sorte. Am Ende sind die auch falsch."

„Aber Herr Käsebier, der Gerichtsvollzieher . . . der kann Ihnen doch nicht alles falsche Scheine auszahlen. Das ist unmöglich. Ich befürchte, Herr Käsebier, wir müssen Sie in polizeilichen Gewahrsam nehmen."

Onkel Otto antwortet nicht auf die Frage. Er sinnt nach. Fieberhaft arbeiten seine Gedanken. Und mit einem Male ist ihm alles klar. Jetzt weiß er alles!

Er lächelt und sagt heiter zu dem Kriminalisten:

„Also dann wird's das Gescheiteste sein, Sie begleiten mich einmal nach meiner Wohnung. Dort kieken Sie sich mal die anderen Scheine an."

„Sehr vernünftig, Herr Käsebier. Ich sichere Ihnen zu, daß alles in diskreter Weise vor sich geht."

„Das erwarte ich sowieso."

Gemeinsam gehen sie dem „Ochsen" zu. Dort prüft der Kriminalbeamte die Scheine und stellt fest . . . sie sind sämtlich falsch.

Da wird Onkel Otto fuchsteufelswild.

„Da hört sich doch alles auf! Der Gerichtsvollzieher zahlt in falschen Scheinen."

„Das wird festgestellt werden. Haben Sie einen Zeugen, daß Sie tatsächlich diese Scheine ausgezahlt erhielten?"

„Jawohl, mein Schwager Peter Lenz, der war dabei und hat die Scheine auf meinen Wunsch in seinen Geldschrank geschlossen. Er wird es Ihnen ohne weiteres bestätigen."

Peter Lenz tut es. Er ist sehr erschrocken, als er hört, um was es sich handelt.

Der Kriminalbeamte benachrichtigt den Polizeirat Horst und den Inspektor Altenhofen.

Sie fiebern schier, als sie ankommen und Onkel Otto vernehmen.

Onkel Otto muß noch einmal alles erzählen. Er tut's gewissenhaft. Sagt auch, daß er das Geld von seinem Neffen Frank eingeklagt hat.

Aber eins verschweigt er . . . daß das Geld vom Grafen Ugo stammt.

Den Trumpf behält er für sich.

Der Polizeirat überlegt, was zu tun ist. Man beschließt, den Gerichtsvollzieher nach hier zu bitten.

Altenhofen ruft an und erfährt, daß der betreffende Beamte gerade auf Urlaub ist und erst übermorgen wiederkommt.

Er ist ärgerlich und berät wieder mit dem Kriminalrat, was zu geschehen hat.

Man traut Onkel Otto nicht, aber man kann nicht so scharf vorgehen, denn Peter Lenz hat bestätigt, daß Onkel Otto tatsächlich das Geld vom Gerichtsvollzieher erhielt.

Daraufhin entscheidet man, Onkel Otto bleibt auf freiem Fuße, aber er muß damit einverstanden sein, daß ihm der Polizeiwachtmeister Oskar Patzer zur Bewachung beigegeben wird.

Onkel Otto ist einverstanden.

Der Wachtmeister wird gerufen, er staunt und tritt dann sein Amt an.

Die Kriminalisten aber beschließen, heute nichts zu unternehmen. Man will erst die Aussage des Gerichtsvollziehers abwarten. Die Stadt darf nichts erfahren. Nur nicht beunruhigen und den wahren Verbrecher aufmerksam machen.

Man beschließt sogar, der Einladung, der Verlobung Dixis beizuwohnen, zu entsprechen.

Die Beamten der Post werden entsprechend unterrichtet.

Auch den Kollegen teilt man vorläufig nichts mit.

*

Es ist ein Sonnabend und Pulkenau hat wieder das Haus voller Gäste. Der Ekartésaal ist gut besetzt, der Klub wie immer beisammen. Baron Hohenau hat den Grafen beschworen, heute nicht spielen zu lassen, aber Ugo hat ihn ausgelacht.

„Lieber Baron, seien Sie doch kein Hasenfuß. Unsere Verlobung findet in dem großen Gesellschaftszimmer im ersten Stock statt. Von den Kongreßteilnehmern werden vier höhere Beamte der Verlobung beiwohnen. Die anderen Kongreßmitglieder sind über die ganze Stadt verstreut."

„Ich habe aber das Gefühl, daß sich einer zur Überwachung unserer Gäste im Ekartésaal aufhält. Wenn es ihm nun einmal einfällt, in den Klub zu kommen?"

„Dafür ist schon vorgesorgt. An der Tür prangt ein Schild: „Versammlung der Textilindustriellen der Mark. Geschlossene Gesellschaft." Die Tür ist verschlossen. Ehe man eintritt, ist alles versteckt. Wir haben doch gut vorgesorgt. Wir haben jetzt unser Publikum, das ausgezeichnete Umsätze macht. Wir können es uns nicht leisten, einen Tag auszusetzen."

Baron Hohenau gibt nach, aber er fühlt sich nicht recht wohl.

*

Die Verlobung steigt.

Rudi ist auch erschienen und hat sich von den großen, erstaunten Augen der Frau Antonie nicht stören lassen. Er wirkt ausgezeichnet in dem schwarzen Smoking, der seine schlanke, prächtige Gestalt betont. Hübscher Bursche! das ist die Meinung aller. Auch Graf Ugo findet das.

Rudi hat seinen Glückwunsch ausgesprochen, er hat die gebotene Hand des Grafen entgegengenommen.

Dixi ist von ruhiger Liebenswürdigkeit, ganz Dame von Welt.

Gegen 8 Uhr trifft Irene de Larma aus Berlin ein, in ihrer Begleitung ist der Regisseur Eichberg. Beide werden zur Verlobung hinzugezogen.

Irene gibt sich Dixi gegenüber kameradschaftlich und unterhält sich viel mit Rudi.

„Sie haben Herrn Eichberg gefallen! Wissen Sie, was er gesagt hat? Fabelhafte Bühnenfigur, Organ scheint sehr brauchbar. Das ist viel. Ihre Karriere beginnt, mein Freund."

Rudi schüttelt den Kopf.

„Karriere! Meinetwegen, mir ist alles gleich. Alle Mühe, den „Ochsen" zu erhalten, war umsonst. Jetzt mache ich alles mit."

„Sie werden mich nach Berlin begleiten, ja?"

„Nein! Aber wenn der Herbst da ist, der Oktober, dann will ich mich bei Ihnen vorstellen. Dann mag sich alles entwickeln. Mir ist alles gleich."

Dixi sieht, wie Irene munter mit Rudi schwatzt. Sie sieht die sprühenden, werbenden Augen der Künstlerin, und es tut ihr plötzlich so weh im Herzen.

Alte Erinnerungen, unsagbar schöne, bedrängen sie. Sie fühlt plötzlich ein Bangen vor dem Kommenden.

*

Onkel Otto sitzt mit dem Wachtmeister Peter Patzer zusammen in dem kleinen Wohnzimmer, und sie spielen Sechsundsechzig.

Patzer gewinnt dauernd.

Plötzlich legt Onkel die Karten hin.

„Hören Sie mal, Herr Patzer! Ich will Ihnen einen Gefallen tun."

„Was denn, Herr Käsebier?"

„Sie sollen Karriere machen, Oberwachtmeister und noch höher."

Patzer lacht. „Na, das wär'n mir beede nich erläben, Herr Käsebier!"

„Sie haben doch von den Banknotenfälschern gehört?"

„Stimmt! Sie hat mer im Verdacht!"

„Am Ende trauen Sie es mir gar zu, Wachtmeister?"

„Nu nee, das nich! Da hab'ch doch ooch'n bißchen Menschenkenntnis. Mer trant doch nicht durchs Leben."

„Also hören Sie gut zu . . . ich . . . weiß . . . wer der Banknotenfälscher ist!"

Oskar kommt in große Aufregung.

„Was? Das wissen Sie? Nu haut's een'n aber halblang hin! Und da sagen Sie nischt?"

„Nein! Sie sollen den Trumpf erleben! Sie! Jawohl, nicht die klugen Herren Kriminalisten, Kriminalrat und was sie sonst sind. Sie, der einfache Wachtmeister, sollen das Rätsel lösen."

„Wie soll'chn das?"

„Also schön aufgepaßt, Sachse! Sie sind doch alle helle!"

„Nu allemal!"

„Also . . . da kam der Herr Graf von Bossewitz nach Pulkenau und wurde Generaldirektor, hat den Ort wahnsinnig in die Höhe gebracht . . . durch den Umstand: er hat den Glücksspielern hier ein Heim geschaffen!"

„Ekarté is doch erlobt!"

„Ich meine den Klub, der rund 30 Mann stark ist, die dem Roulette frönen. Und nicht nur im „Grünen Kranze" ist das der Fall. In fast jedem Gasthause, nur bei uns nicht, besteht ein Klub. Nun habe ich mir den Kopf zerbrochen: Warum geht der Graf, der scheinbar sehr vermögend ist, ausgerechnet nach Pulkenau und beglückt das Nest?"

„Das ist seltsam, stimmt!"

„Ich meine, was hat der Mann für ein Interesse, Pulkenau auf die Beine zu helfen, was treibt ihn, da Spielklubs aufzumachen? Da kann man sich doch elend die Finger verbrennen. Wenn einer schon das Risiko wagt, dann hat es seinen bestimmten Grund. Und der Grund ist der: Graf Ugo von Bossewitz ist der gesuchte Banknotenfälscher."

Das sitzt.

Wachtmeister Oskar Patzer kriegt einen roten Kopf vor Aufregung.

„Dunnerwetter, wie komm' Sie dadruff? So een nobler Mann! Nee, das kann'ch mir nicht denken!"

„Wie ich draufkomme? Ganz einfach! Der Gerichtsvollzieher ist drüben bei meinem Neffen und verlangt Zahlung von 36 000 Mark. Mein Neffe hat das Geld nicht und borgt sich den Betrag von . . . nun von wem . . . von dem Grafen Ugo. Jawohl, der gibt ihm das Bündel falscher Tausendmarkscheine. Der Gerichtsvollzieher nimmt's und bringt es mir. Die falschen Tausendmarkscheine stammen also von dem Grafen."

„Dunnerwetter . . . das ist doll! Jetzt wird mir andersch zu Mute! Weßkneppchen, Sie gönn' recht ham!"

(Fortsetzung folgt.)

# An einem Regentage.

Skizze von Susanne Tornwaldt.

Es fuhr ein Auto über das holprige, nasse Pflaster der kleinen Stadt. Der Mann am Steuer streifte zufällig mit dem Blick die Häuserfront zur Rechten, sah im Rahmen eines offenen Hochparterrefensters ein Mädchen stehen, dachte „Wie hübsch!" und fuhr weiter. An der nächsten Straßenecke hielt er unschlüssig an, holte seine Karte vor und studierte sie im Schutz des darübergehaltenen Mantelsaums, denn es regnete. Dabei merkte er nicht, daß die graue Dogge, die hinter ihm lag, Verlangen nach Bewegung ihrer mächtigen Glieder verspürte und kurz entschlossen über die niedrige Wagenwand auf die Straße sprang.

Als er dann weiterfuhr ,las die Dogge gerade einen interessanten Hunderoman am nächsten Eckstein, und ehe sie wieder Zeit und Aufmerksamkeit für die übrige Welt hatte, war ihr Herr längst über alle Berge. Sie sah unschlüssig in der Fahrtrichtung, machte kehrt und trottete philosophisch die Straße zurück.

Brigitte Valentin hatte, gleich nachdem der ungewöhnliche Wagen vorüber war, das Fenster geschlossen und sich ans Klavier begeben. Sie phantasierte ein wenig. Spielte dann die zweite Brahms-Rhapsodie, Opus 79, und gab mit voller Wucht die beiden Schlußakkorde. Mit einer fast brüsken Bewegung ließ sie die Hände in den Schoß fallen. Ihre Stirn sank langsam auf den Rand des Notenhalters. Eine Zeitlang saß sie regungslos. Als sie sich aufrichtete, hatte die hölzerne Kante einen roten Streifen in ihre Stirn gegraben. Der kleine Schmerz tat ihr gut. In ihr zitterte noch die Leidenschaft, die sich durch ihre Hände entfaltet hatte. Surrogat! dachte sie bitter. Was wußte sie in ihrem Dasein von Leben und Leidenschaft . . .

Langsam verflog das Gespannte und Gequälte aus ihrem Gesicht. Sie schüttelte herzhaft den Kopf, schloß mit energischem Klapp das Klavier und stand mitten im Zimmer, schlank, gerade, mit hängenden Händen. Sie wollte diesen Brahms nicht mehr spielen. Beethoven war besser. Und Bach. Unirdischer. Sie war doch wahrhaftig an ihre Einsamkeit gewöhnt, und in drei Tagen würden die Ferien ein Ende haben, in denen man nur auf dumme Gedanken kam. Alle die kleinen Mädels und Jung's würden wieder da sein und ihr den geschlagenen Tag wohlgemeinte Dinge vorspielen, die mit Brahms und Leidenschaft wenig zu schaffen hatten. — Sehnsüchte ins Blaue! Weltschmerz! Dummheiten! Sie lachte und reckte die Arme. Bewegung fehlte ihr, das war alles.

Draußen rauschte unablässig in sanften grauen Schnüren der Regen. Er rann in kleinen Bächen um die Pflastersteine, sammelte sich in ansehnlichen Rinnsalen zu den Abflußsieben und spiegelte auf dem Bürgersteig. „Schön", sagte Brigitte, „prachtvoll! Laufen wir also im Regen." Wozu gab es Gummimantel und handfeste Kreppsohlenschuhe, Dinge, die man sich mit einer ziemlichen Reihe von Klavierstunden erarbeitet hatte.

Sie sprang die Treppe hinab, schwang die Haustür auf und wäre um ein Haar über eine riesige Dogge gestolpert, die mit königlicher Selbstverständlichkeit den Eingang mit Beschlag belegte, weil es ihr draußen zu naß war. Die Dogge raffte ein wenig die Oberlippe und knurrte.

„Nanu", sagte Brigitte erstaunt, „wo kommst du denn her?" Alles Vierbeinige pflegte ihr genau so gewogen zu sein wie sie ihm, und der Gedanke an Furcht kam ihr nicht. „Nun hab' dich mal nicht so, mein Alter!" klopfte sie den Hund begütigend, als er, noch immer leise grollend, sich aufrichtete. „Komm, gib eine Pfote!"

Und wahrhaftig, der riesige Kerl tollpatschte mit weitausholendem Schwung in ihre ausgestreckte Hand, beroch sie und stellte fest, daß es sich hier nur um Zuneigung handeln könne. Er trug kein Halsband. In seinem glatten, mausgrauen Fell war einzig ein dreigezacktes helleres Abzeichen zwischen den eckig gestutzten Ohren.

Wo er wohl herkam? Brigitte klopfte abschiednehmend noch einmal den breiten Kopf und schickte sich an, weiter zu gehen. Da erhob sich der Hund, als sei das die natürlichste Sache von der Welt, und wanderte gemessen hinter Brigitte her. Sie blieb stehen und redete ernsthaft und eindringlich von „Herrchen" und „Such schön!" und „Nun lauf nach Hause!" Er lauschte mit aufmerksam gespitzten Ohren, um ruhig zu folgen, wenn sie weiterging. Nach einer besonders ausführlichen Ermahnung am Waldrande setzte er sich hin, gab abwechselnd eine und die andere Pfote, und in seinem ehrenfesten Hundegesicht stand deutlich: „Nun tu mir den Gefallen und mache nicht viel Umstände! Ich wünsche mit dir spazieren zu gehen!"

„Also komm!" sagte Brigitte. Seine Freude war groß und ausdrucksvoll. Zärtliche Regenpfützenpfoten vergingen sich an der sauberen Schönheit des Regenmantels. Doch Brigitte fand, daß diese liebevolle Hundeseele, die so segensreich in ihren Weltschmerz geraten war, ein wenig austilgbaren Schmutz aufwöge.

Als die beiden nach einer Reihe von Stunden pudelnaß und sehr vergnügt zurückkamen, brachte Brigitte es natürlich nicht übers Herz, ihren großen Freund vor der Tür zu lassen. Er kam mit herein, soff einen halben Eimer Wasser aus, fraß ohne sichtbaren Sättigungserfolg Brigittes Speisekammer leer und ging dann daran, jeden Gegenstand ihres Haushalts sorgsam zu prüfen. Sein freudig bewegter Schwanz richtete dabei einiges Unheil an, und einmal trug er als verzweifelte Schildkröte einen kleinen Tisch mit sich davon, unter dem er, möglichst dicht zu ihren Füßen, gelegen hatte. Das lag aber durchaus nicht an der mangelnden Gesittung, sondern einzig an dem Widerspruch, der zwischen den Dimensionen einer ausgewachsenen Dogge und Brigittes Wohnung klaffte.

Bis in den späten Nachmittag regnete es in ruhigen Strömen. Nun wurde der Himmel höher. Die Wolken zergingen langsam vor der Abendsonne.

Brigitte Valentin hatte sich schweren Herzens dazu entschlossen, die Polizei zu benachrichtigen, daß ein Hund, eine schöne große, graue Dogge sich bei ihr befinde. Mit einer kleinen Hoffnung im Herzen überprüfte sie im stillen ihr Budget. Für den Fall, daß niemand sich meldete, wollte sie den Hund behalten. Sie würde eine Reihe von Stunden mehr geben und ihren täglichen Speisezettel noch einfacher gestalten. Ja, dann mochte es gehen. Leider war nicht zu vermuten, daß niemand sich meldete.

Wie schön es heute im Walde war und wie lustig! Sie trat zum Fenster, lehnte sich weit hinaus, und sogleich schob auch der Hund seine Tatzen neben ihr aufs Fensterbrett und bohrte seine Nase liebevoll unter ihre Hand. Wenn ich ihn doch behalten dürfte! dachte Brigitte inbrünstig und unpraktisch und zog mit liebevollem Finger das Dreizackzeichen auf der Hundestirn nach.

Das Surren eines Motors klang an der Straßenecke auf. Langsam federte der große Wagen daher, als suche er etwas oder sei sich nicht einig über sein Ziel. Nun war er ganz nahe. Die Dogge spitzte die Ohren und fing an zu wedeln. Allmählich geriet der ganze Hund in begeisterte Schwingungen. Auch Brigitte bekam ihr Teil davon ab. „Hallo, was gibts?" fragte sie lachend und hielt ihn fest.

Dieses Bild sah der Mann am Steuer: im Rahmen des Fensters das Mädchen, aus dessen Haar die sinkende Sonne kastanienrote Lichter lockte, im Arm den grauen Hund, mit aufgestemmten Pfoten, in begeisterten Pendelschwingungen.

„Neptun, du Scheusal, wo treibst du dich herum?" rief der Mann lustig herüber, hielt, kam raschen Schritts durch den Vorgarten und grüßte mit lachenden Augen zu Brigitte herauf.

„Heißt er Neptun?" fragte Brigitte. „Ich habe alle einschlägigen Heldennamen über Ajax und Cäsar bis Xerxes ausprobiert, aber es schien ihn keiner näher anzugehen —"

„Ja, Neptun. Er hat einen Dreizack auf dem Kopf, und Wasser spielt in seinem Leben eine große Rolle. Er geriet in meinen Besitz, als ich ihn, drei Monate alt, aus einem Ententümpel rettete. Und nun hat ihn der Regen unter Ihre Haustür gespült. Trotzdem, ich möchte ihn umtaufen. Was meinen Sie — wollen wir ihn „Kismet" nennen?"

Brigitte antwortete nicht gleich. Ihre Hand lag auf Neptuns Kopf, als von der anderen Seite eine warme, sportgestählte Hand sie zudeckte. Zuverlässig, die Hand!

Drei standen am Fenster, Brigitte, der Hund, der Herr, sahen zu, wie die Sonne über der duftenden Welt versank, und dachten jeder auf seine Art über Wirkungen eines Regentages nach. Unten stand der lange graue Wagen und wartete darauf, aus der Enge der Vorstadtstraße in die weite große Welt zu fahren.

## Phonographierte Gerichtssitzung.

Über die Gründung einer Studiengesellschaft zur Erforschung des Phonoprotokolls berichtet die „Kölnische Zeitung“ in einer Mitteilung aus Berlin:

Hier hat sich kürzlich eine „Studiengesellschaft zur Erforschung des Phonoprotokolls“ gebildet. Richter, Rechtsanwälte, Techniker, Wissenschaftler, Psychologen, Physiker und Polizeibeamte gehören dem Ausschuß an, der untersuchen soll, inwieweit die technischen und juristischen Voraussetzungen und die praktischen Möglichkeiten für die Anwendung des „mechanischen Protokolls“ bei Gerichtsverhandlungen gegeben sind. Auch in Hamburg werden unter Mitwirkung der Justizverwaltung bereits praktische Versuche mit dem „akustischen Spiegel“ angestellt.

Das technische Verfahren der phonographischen Aufnahme von Konferenzen ist nicht neu. Es beruht auf den schon seit Jahrzehnten bekannten Gesetzen für die Konservierung des Tons. Nur die Apparate sind im Laufe der Zeit erheblich vervollkommnet worden, so daß es heute möglich ist, das durch das Mikrophon eingefangene Wort magnetisch auf ein Stahlband zu bannen, von dem es beliebig oft abgehört oder durch den Druck auf einen Knopf wieder gänzlich „ausgelöscht“ werden kann, wodurch das Stahlband erneut für die „Besprechung“ verwendbar ist. Dieser mechanische Protokollant, dem auch nicht das geringste Räuspern entgeht, wird bereits bei vielen Konferenzen, wo es darauf ankommt, daß die Ausführungen der Redner haargenau festgehalten werden, angewandt. Neu ist der Plan, das „Phonoprotokoll“ in den Dienst der Rechtspflege zu stellen.

### Heimliches Experiment im Rechtsanwaltsbureau.

Ein Berliner Rechtsanwalt, der von den Prozeßreferenten des Reichsjustizministeriums für diese Neuerung interessiert wurde, stellte kürzlich einen aufschlußreichen Versuch über die Vorzüge der mechanischen Protokollierung von Aussagen an. Er bat eine Reihe Kollegen, deren Gedankenschärfe und Zungengewandtheit allgemein bekannt ist, zu einem Diskussionsabend in seine Wohnung und verstrickte sie in eine juristische Frage. Es wurde viel und tiefgründig geredet. Schließlich ergab sich eine Meinungsverschiedenheit über eine im Verlauf der Erörterung gemachte Äußerung. Der Angegriffene schwor Stein und Bein, daß er so und nicht anders sich ausgedrückt habe. Die Gesellschaft war bald in zwei Lager getrennt. Da erhob sich der Gastgeber und sagte lächelnd zu seinen streitenden Gästen: „Aber, meine Herren, warum erhitzen Sie sich? Hinter jenem Bild an der Wand wird jetzt haargenau Ihre ganze Aussprache wiedergegeben werden.“ Allgemeines Erstaunen: „Wieso?“ Der Rechtsanwalt hatte in seiner Stehlampe während der Unterhaltung seiner Gäste ein Mikrophon eingeschaltet. Niemand merkte, daß es sich dort befand, denn es sah wie eine Verzierung des Lampenständers aus. Und hinter dem Bild befand sich der Lautsprecher, der nun die im Nebenzimmer magnetisch auf einem Stahlband „verewigte“ Unterhaltung der Rechtsanwälte wiedergab. Die Juristen trauten zuweilen ihren Ohren kaum, als sie hörten, wie sie ihre Gedankengänge in Worte gekleidet hatten. Der mechanische Protokollant aber war unbestechlich. Er deckte mit geradezu unverschämter Rücksichtslosigkeit alle sprachlichen Mängel und Blößen auf. Er gab auch dem vor wenigen Minuten noch heftig um seine Äußerung streitenden Rechtsanwalt unrecht. Allgemeine Verblüffung. Der mechanische Protokollant hatte sich zuverlässiger als das menschliche Erinnerungsvermögen gezeigt.

### Das Mikrophon im Gerichtssaal.

Dieses Experiment hat mit dazu beigetragen, den Plan einer mechanischen Protokollierung der Gerichtsverhandlungen mit Hilfe des Mikrophons weiter zu verfolgen. Die Teilnehmer an dieser akustischen Entlarvung des eigenen Ichs haben durchweg anerkannt, daß durch diese Methode viel Mißverständnisse im Gerichtssaal mit einem Schlag beseitigt werden würden. Heute ist es noch so, daß ein Justizbeamter die Aussagen der Zeugen und Angeklagten stichwortartig in einem Protokoll festhält. Diese Protokolle sind aber selten mehr als zusammengedrängte und subjektiv erfaßte Inhaltsangaben des Gehörten. Über die sprachlichen Eigentümlichkeiten und über die Art der Bekundung, die oft ausschlaggebend ist für die Beurteilung der Glaubwürdigkeit, gibt ein derartiges Protokoll keinen Aufschluß.

Um diese Mängel zu beseitigen, werden zurzeit die praktischen Versuche mit der mechanischen Protokollierung unternommen. Auch das Berliner Polizeiinstitut beteiligt sich daran, weil es glaubt, durch diese Art der akustischen Vernehmung die unliebsamen Mißhelligkeiten aus der Welt schaffen zu können, die entstehen, wenn die Vernommenen behaupten, die Protokollanten hätten etwas ganz anderes in das Protokoll geschrieben, als sie selbst ausgesagt hätten. Schwierigkeiten bereitet vorläufig noch das Mikrophon, das bei laut durcheinanderschwirrenden Worten nur ein unverständliches „Brabbeln“ weiterleitet, dem die Aufnahmeapparatur nicht gewachsen ist. Man probt deswegen augenblicklich die sogenannten richtungsempfindlichen Mikrophone aus, auf die nur Laute aus einer bestimmten Richtung einwirken. Dabei hat es der Vorsitzende jederzeit in der Hand, die Mikrophonanlage durch den Druck auf einen Knopf ein- oder auszuschalten.

Der an den Vorarbeiten beteiligte Personenkreis glaubt, daß durch das Phonoprotokoll eine einwandfreie Prozeßunterlage geschaffen werden könne.

---

## Lustige Ecke

### Untrüglicher Wetteranzeiger.




Das Urbild des nebenstehend abgebildeten „Strickbarometers“ ist von beträchtlicher Größe und befand sich zu deutscher Zeit in der Bauernschenke bei Unterberg, einem Ausflugsort in der Nähe von Posen. Das vorzügliche Instrument war zu Nutz und Frommen lachlustiger Leute unter freiem Himmel gedacht, bestand aus einem Brett und einem Strick, und rief allerseits größte Heiterkeit hervor.

*

*** Ein Problem.** Mäxchen steht vor Vaters Schreibtisch und betrachtet nachdenklich ein noch unaufgeschnittenes Buch. „Mutti“, fragt er endlich, indem er die Finger zwischen zwei unaufgeschnittene Seiten legt, „wie haben es die Leute denn nur fertiggebracht, da hineinzudrucken?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.